

Die Kette West

Nr. 12

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1907

Ein Sturmvogel.

Roman von Hernt Lie.

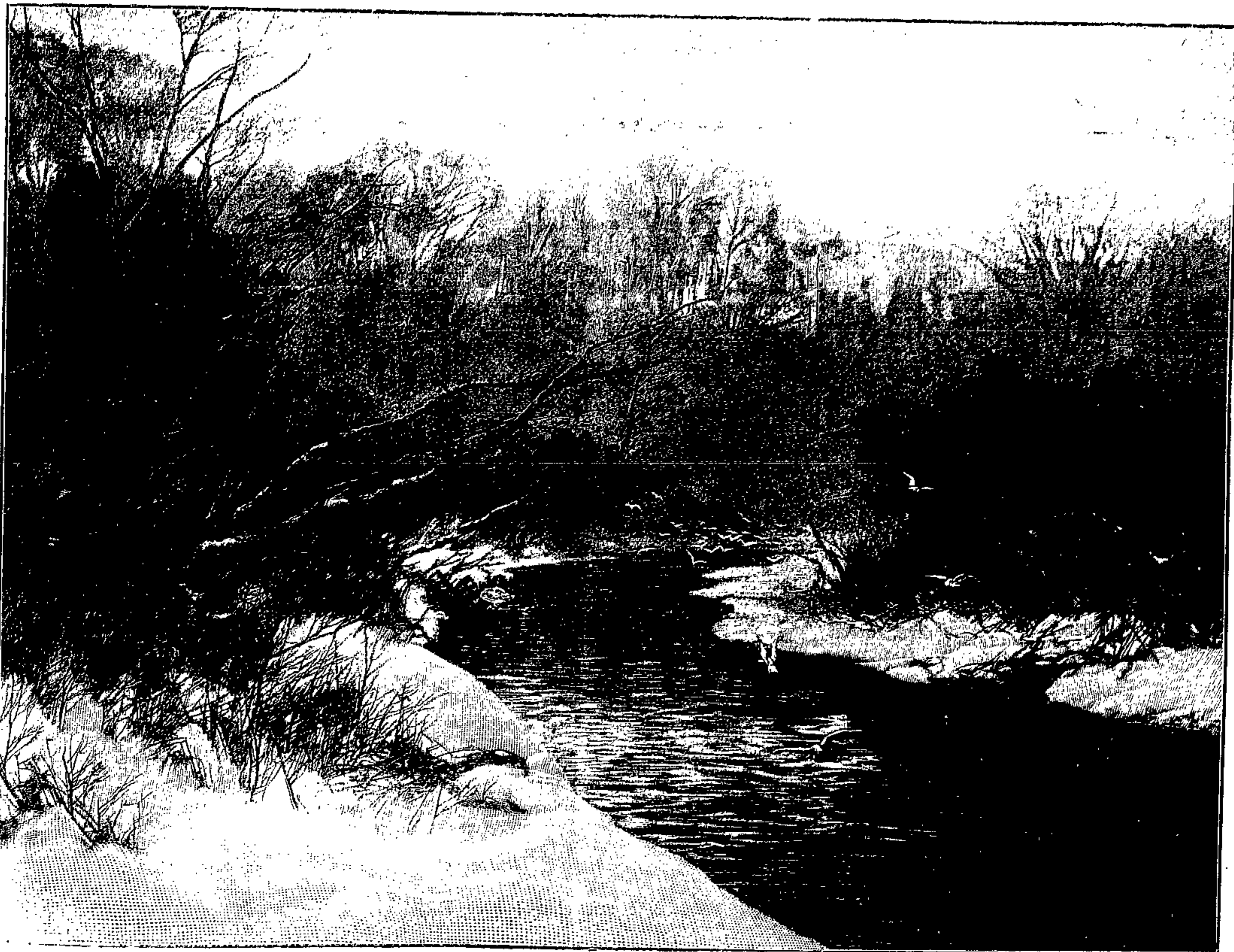
(Fortsetzung.)

Rasper wandte den Leuten gleich die Breitseite zu und gab seine Salven ab, mit einer Art stillen Bosheit, nach allen Seiten hin, bis er glücklich alle von sich hinweggeschleudert

hatte. Der Polizeimeister und Rantel blieben jetzt seine einzigen Gefährten.

Als es ihm dann zu Ohren kam, daß die Leute abends in den Klub gingen, um sich über

ihn und die Nihilisten zu amüsieren, ja sogar Fremde wie zu einer Vorstellung eingeladen wurden, daß man ihn so gewissermaßen als Stadtelown ausstellte - da fand er mit Rantel



O. Fink: Letzter Schnee.

sein königliches Gaudium daran, jedem, der ihnen zu nahe kam, so unbarmherzig die Federn auszurupfen, daß sie schließlich ganz allein blieben.

Konful Krenk, dem seine guten Freunde, der alte Weidemann, der Kammererrat und manche andere eines schönen Tages die beunruhigenden Gerüchte mitteilten, gab brutal zur Antwort, er sei nicht als Kindermädchen für Kasper Bugge engagiert.

Im übrigen war der Konful ganz zufrieden.

Kasper Bugge ließ ihn jetzt das Geschäft so gut wie allein leiten, er selbst tat eigentlich nichts mehr als Geld erheben.

Mit Frau Bugge sprachen überhaupt wenige, über ihren Sohn niemand. Und selbst Konful Krenk kam mit seinen Sorgen nicht mehr zu ihr.

Dagny ließ sich nichts anmerken, obgleich man sie genau beobachtete. Wenn sie sich, was selten vorkam, einmal sehen ließ, war sie ganz unzugänglich geworden und man fand, daß sie merklich älter aussah.

* * *

In einer Februarnacht erschien Andreas Meerdrum plötzlich im Spielzimmer des Klubs, wo der Kollektnehmer, Rambek und Kasper Bugge bei ihrer letzten Partie saßen.

Der ganze Raum war dicht voll Tabakqualm, die halb niedergebrannten Kerzen beleuchteten ein wirres Durcheinander von Karten, Spielmarken, halbgeleerten Gläsern und leeren Sodafaschen — und drei ziemlich erhitzte Gesichter, die sich jetzt aufs höchste überrascht der Tür zuwandten.

„Teufel — Du bist es, Andreas?“ rief Kasper.

„Guten Abend, meine Herren.“

„W — kommen Sie doch her, Pastor,“ begrüßte ihn der Kollektnehmer.

„Ein Pjotter gefällig, Herr Meerdrum?“ fragte Rambek.

„Nein, ich danke.“

„Wollen Sie nicht als vierter Mann mit eintreten?“

„O nein, ich danke.“

„Darf man sich erlauben zu fragen, was der Herr Pastor in diesen Hallen sucht?“ fragte Rambek wieder.

„Ich möchte mit Dir sprechen, Kasper.“

„So . . .“

„Ich dachte, Du würdest bald heimgehen.“

„Eine kleine Mitternachtsmission, Herr Pastor?“ sagte Rambek.

„Ach ja,“ grunzte der Kollektnehmer, „wie lange habe ich mich schon nach dem Wort des Herren geseht in dieser sündigen Höhle. Setzen Sie sich, Herr Pastor, oder stehen Sie lieber? — Sonst können Sie sich ja auch auf den Stuhl stellen.“

„Manilla! meine Herren,“ brach Kasper das Gespräch ab und spielte aus.

„Das ist ein Spiel, welches man L'hombre nennt,“ zitierte Rambek und kratzte sich nachdenklich am Kopf, während er ausspielte.

„Ich gäbe viel darum, wenn ich es könnte. Kennen Sie Golberg, Pastor?“

„Aber nun kommt der Teufel mit dem Licht am Schwanz,“ sagte der Kollektnehmer und stach mit Spadilla — „den kennt der Herr Pastor wahrscheinlich besser.“

Andreas Meerdrum setzte sich neben die Tür hin und ließ die Bemerkungen ruhig über sich ergehen.

Seine Gegenwart entflammte den Humor der anderen immer aufs neue und seine Nerben wurden gründlich auf die Probe gestellt.

Endlich brach Kasper Bugge ab.

Draußen war es still und mondhell, eine schneefreie, kalte Nacht.

„Darf ich Dich hinaus begleiten?“ fragte Andreas.

„Ja, gern, aber es ist sehr spät.“

„Sag lieber sehr früh.“

Schweigend gingen sie durch die Straßen. Als sie aus der Stadt herankamen, sagte Andreas Meerdrum:

„Zu einem Spaziergang bist Du wohl nicht aufgelegt.“ — Damit zeigte er auf den Weg, der geradeaus auf die Flussmündung und den Strand zuing.

„Wern!“

Immer noch schweigend gingen sie weiter, über die offene Sandfläche mit ihren Wüscheln von Meergras zu. Das Brausen der See drang immer deutlicher zu ihnen herüber.

Plötzlich blieb Kasper Bugge stehen.

„Was zum Teufel willst Du von mir?“

„Ich war heute abend bei Dagny draußen.“

„So, das war ja sehr nett von Dir.“

„Von dort bin ich dann direkt in den Klub gegangen, um Dich zu treffen. Erst habe ich über eine Stunde im Lesezimmer gesessen und auf Dich gewartet.“

„Was willst Du von mir?“

„Ich will ein Wort mit Dir reden, Kasper, alles, was sich in mir angesammelt hat von Schmerz, von Sorge um Dich, Kasper — und von Scham über Dich.“

„Mein Lieber, Du solltest das etwas ruhiger nehmen.“

„Und mein tiefes Mitgefühl für Deine Frau.“

„Die, bitte, laß aus dem Spiel.“

„Ich lasse alles aus dem Spiel. Aber eines will ich Dir sagen, Kasper, — Du magst in Gottes Namen mit Dir selbst anfangen, was Du willst, Du sollst überhaupt tun, was Du willst. Aber daß Du den ganzen Pöbel wissen läßt, was Deine Frau für ein elendes Dasein führt, daß Du durch Dein Benehmen Deine Schande — die auch die ihre ist — vor aller Welt aufdeckst, daß Du es ihr anheim stellst, zu Deinem bösen Spiel gute Miene zu machen — alles das muß ein Ende nehmen. Das Aergernis ist zu groß. Du magst dagegen rasen und toben, so viel Du willst, aber ich halte es für notwendig, Dir das zu sagen — ja ich verlange von Dir, daß Du dem ein Ende machst.“

Sie gingen ein Stück weiter. Dann sagte Kasper:

„Und sie hat Dich gebeten, mir das zu sagen?“

„Es muß weit gekommen sein mit Dir, Kasper, wenn Du so etwas über die Lippen bringst.“

Sie waren jetzt oben auf dem Dünenrand angekommen. Vor ihnen dehnte sich der Strand auf das Meer zu, das mit langgezogenem, dumpfem Brausen dahinrollte. Kasper Bugge blieb stehen.

„War das alles, was Du wolltest?“

Andreas Meerdrum sah ihn an.

„Hast Du denn nichts darauf zu sagen?“ fragte er.

„Nein, ich habe nichts zu sagen.“

„Ich war also heute bei Dir draußen, Kasper,“ sagte Andreas nach einer Pause.

„Wir haben zusammengesessen und geplaudert. Sie deckte den Tisch für mich und dann spielte sie. — Mir scheint, die Luft da draußen in Deinem Heim, bei Dagny, war besser als in jenem Raum, wo ich Dich jetzt gefunden habe. Wenn ich Du wäre, würde ich für einen solch schlechten Tausch danken.“

„Ja, danke Andreas. Es ist schon gut. Du kannst jetzt heimgehen. Leg Dich nur nieder und schlafe den Schlaf der Gerechten. Und sei froh, daß Du nicht ich bist. Dazu hast Du schon manchmal in Deinem Leben Anlaß gehabt.“

„Nein, Kasper, das habe ich nicht. Früher nicht.“

„Ach doch, denke mir einmal über Dich selbst nach.“

„Ich habe ja zu Dir aufgeblickt, Kasper,“ sagte Andreas warm, „ich hielt so viel von Dir.“

Denke an die Zeit unserer einstigen Freundschaft. Damals warst Du mir alles.“

„Sogar derjenige, der die Schläge für Dich bekam. Aber wenn die zu erwarten waren, dann stand ich ganz allein da, ohne Dich und Deine Freundschaft.“

„Kasper!“

„Gute Nacht, Andreas.“

„Kasper, willst Du nicht mit mir sprechen?“

„Nein, zum Teufel,“ brauste er auf. „Laß mich in Ruh.“

Damit wandte er sich und ging auf den Strand zu.

Andreas Meerdrum stand noch eine Zeit lang und sah ihm nach. Dann schlug er die entgegengesetzte Richtung ein.

Kasper Bugge ging den ganzen Strand mit seinen schäumenden Wellen entlang.

Er zitterte vor Wut — eine lang verhaltene, tiefe Bitterkeit gegen Andreas Meerdrum, die sich plötzlich ausgelöst, erst in diesem Augenblick Gestalt gewonnen hatte. Er hatte es schon über ein ganzes Jahr mit sich herumgetragen.

Oben auf der Höhe blieb er stehen. Dann setzte er sich auf einen Stein. Die See wogte schäumend an ihm vorbei.

Steckten bei Andreas nicht im Grunde andere Gedanken dahinter — Eifersucht — Andeutungen?

Und Dagny?

Er krümmte sich fürntlich zusammen in flehendem Schmerz. Dagny! Er stöhnte gequält auf.

Ach ja! Ach ja! Jetzt kamen sie zu ihm, um für Dagny zu bitten. Ja, sie hatten wohl auch das Recht dazu. Und wenn es jemand gab, der ihr aus der Not helfen konnte, so war es doch wohl er. Er, der sie liebte — ihr Mann.

Wie manches liebe Mal hatte er in diesem Jahr schon hier auf demselben Stein gesessen in Sturm und Sonnenschein, in dunklen Nächten oder bei Mondschein. Hier gesessen und bei sich selbst für Dagny gebeten. Mit Todesangst im Herzen.

Aber ihr hatte es nicht geholfen. Nun kamen andere, Fremde und baten — für Dagny.

Ja, ja. Sie sollten nur bitten. Aber er hatte schon seit langer Zeit den Glauben verloren, daß es helfen könnte.

Er saß und starrte vor sich hin.

Wenn er seinen Vater aus dem Grabe hätte heraufbeschwören können und ihn fragen, was es war — Wahnsinn — Sturmeswogen — das über ihm zusammenschlug und seine Seele verfinsterte — bis es dann vorüber war, und er saß hier auf dem Stein und starrte vor sich hin, auf all die Verwüstung, krank und verzweifelt.

Alles das, was er als etwas Selbstverständliches wollte, was er sich selbst so sicher gelobte — das half nichts. Eine Macht, die ihm selbst unbekannt und doch gleichsam unheimlich bekannt war, die in tieferem Zusammenhang mit seiner Natur stand. — Das erschreckte ihn. Und doch war es, als ob eine Art wilder, trotziger Liebe ihn daran fesselte.

Aber er hatte sich geflüchtet. Er wollte Dagny nicht mit dieser seltsamen Unruhe quälen, die ihm die Herrschaft über sich selbst raubte. Und so war er ihr fern geblieben. Er mied jede Berührung mit ihr, schlich sich heimlich zu der Kleinen hinein, wenn Dagny nicht da war und ging dann wieder seiner Wege.

Und doch war es alles vergebens. Es war derselbe Teufel, der außer dem Hause über ihn kam, wenn er mit seinen Kameraden oder mit fremden Menschen zusammen war. Er trug es mit sich herum, wo er ging und stand und hatte ihn rettungslos dahin gebracht, wo er jetzt war. Und was half aller Trost und alle Beachtung — jetzt kam Andreas Meerdrum und hinter ihm all die anderen und sagten ihm, daß es jetzt auch über Dagny hereinbrach.

Sein Freund — ja, sein Freund.

Da saß er jetzt ganz allein, wie er schon immer mit all seiner Seelenqual hier gefesselt hatte.

Die Brandung bäumte sich gegen die Sandbank empor, die Wellen krümmten sich und rollten über den Strand hin. Er hätte sich danach sehnen können, sich tief hineinzustürzen in die rollende, durchsichtig grüne Wellenmar- mung. Es siedete und schäumte an ihm vorbei und das Brausen wuchs immer mächtiger an, je weiter die Wellen den weiten Vogen des Strand- entlang rollten auf die mond- beglänzte Unendlichkeit zu. Und mit seiner ganzen Seele lauschte er darauf hin, jeder Ton war ihm vertraut, jeder leise murmelnde Laut. Die einzige Stimme, die in seiner Not zu ihm gesprochen und auf all seine qualvollen Fragen geantwortet hatte. Der einzige Fremde und Vertraute, den er auf der ganzen Welt sein eigen nannte.

Und es kam ihm vor, als ob das Meer mit sorgenvollem Verständnis zu ihm spräche, ja, in düsteren Klagen, als ob es ihm erlösende Worte zurufen wollte, wenn er es nur verstanden hätte, sich seine geheimnisvolle Sprache zu denken.

Schimmernd und mächtig stieg der Wogen- lamm empor, dumpf und schwer sank er wieder hinab, zischte über den Sand hin — Mies- kräfte vergendend, rastlos, zwecklos hin und wieder zurück — hin und wieder zurück — ver- gendete Kraft.

Er sprang auf. Hoch aufgerichtet, stark und klar stand er mit einemmal da. Vor ihm, jenseits der schäumenden Brandung, lag das schimmernde, offene Meer und er umspannte es in seiner ganzen Weite mit einem einzigen Blick. Jetzt wußte er es. In diesem Augenblick stand sein Entschluß fest. Er mußte fort von hier. Hinans unter den offenen Himmel und in die freie Welt — hinaus, um mit Kräften zu ringen, an denen er die seinen messen konnte, hinaus in den schweren Kampf des Lebens, wo alle Fähigkeiten, wo jeder Muskel, jeder Nerv zur Betätigung kam — wieder erwachen, sich selbst fühlen, sich ausleben, wachsen. —

Ja, es rief nach ihm von dort draußen her, laut und gewaltig, daß er wieder zurückkehren müßte dorthin, wo seine Heimat war.

Denn er war nicht dazu geschaffen, in fried- lichen Glück wie andere Menschen dahinzuleben. Er konnte nur zerreißen und zerstören. Er richtete nur Schlimmes, nur Verheerungen an, gerade da, wo er am heißesten liebte.

Fortgehen — von Dagny, von der Kleinen und von seiner Heimat. Ja, jetzt sah er es ein. Je tieferen Schmerz es ihm brachte, je blutigere Opfer es von ihm forderte, desto sicherer war es das rechte für ihn. Es mußte gebüßt werden, hart und schwer gebüßt werden.

Hastig ging er weiter hinaus, den Strand entlang. Sich selbst das Herz aus dem Leibe reißen und allein in den Lebenskampf hinaus- gehen, noch einmal wieder von vorn anfangen — und diesmal klüger als zuvor.

Das Herz aus dem Leibe reißen! Dagny und die Kleine. Alle Träume und Vorhaben — alles Sehnen seines Herzens. — Es rief nach ihm von dort draußen und die Antwort rang sich klar und frei aus der Tiefe seiner gequälten Seele los. —

Der Mond war untergegangen und es war winterlich graue Morgendämmerung, als kasper Bugge heimkehrte.

Er ging in sein Arbeitszimmer und zündete die Lampe an. Er fühlte sich weder müde noch schläfrig, setzte sich an den Schreibtisch, suchte ein Dampfschiffsbuch hervor und blätterte es durch. Er konnte heute Abend noch nach Christiansund fahren und darauf am nächsten Morgen mit dem Dampfer nach Hamburg. —

Dann nahm er seine Geschäftsabrechnungen und Papiere vor und begann zu arbeiten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Förderung der Handfertigkeit des Kindes.

Von Heinrich Pralle.

Gegen den im 17. Jahrhundert allein- herrschenden Humanismus, der sich in seinen Bildungsbestrebungen in Einzelheiten verlor, da er die Jugenderziehung nur allein auf Sprache und Schrift beschränkte, wandte sich der Pädagoge Amos Comenius (eigentlich Komenský) durch sein pädagogisches Hauptwerk „Didactica magna“, Große Unterrichtslehre oder die Kunst allen alles zu lehren. Der Sach- unterricht im Gegensatz zu dem verwerflichen Wortunterricht. Es fiel in die Zeit des pädago- gischen Realismus, jener Richtung, die für die Kunst von unermesslicher Bedeutung war, da sie sich in der künstlerischen Auffassung und Dar- stellung an die sinnliche Wahrheit anlehnte. Als Comenius den Gedanken niederschrieb, daß die Bildung der Hand zu den Aufgaben der Er- ziehung gehöre, zeichnete er einen weiten und steilen Weg in der Kulturgeschichte der Menschen vor, auf dem wir bis zum heutigen Tage wenig vorwärts gekommen sind. Sein weiter Blick ließ ihn als prophetischen Stürmer erscheinen, indem er die Verfeinerung der Hand forderte. Er faßte dieses in dem Satze zusammen: „Nur im Tun gelangt der Mensch zu wahrhaftem Sein“. Seine Forderungen gingen so weit, daß er verlangte, man solle den Handwerker mit seinem Können als Lehrer in die Schule aufnehmen.

Ein ähnliches wollte schon Luther und Friedrich v. Weiße; beide verrichteten mit Vor- liebe Drechslerarbeiten und fanden in dieser Tätigkeit ein Gegengewicht gegen die geistige Heberarbeit. Aus diesem Grunde rieten sie den Bürgermeistern und Ratsherren, die Kinder zeitweilig in die Werkstätten der Handwerker zu schicken, um dort Entlastung von den Schul- arbeiten zu finden. Eine ganze Reihe bedeutender Männer, darunter der Begründer des eng- lischen Empirismus, John Locke, waren un- erschütterliche Träger dieses Bildungsideals. Letzterer verlangte selbst, daß der junge Edel- mann, um nicht dem Mißgangan und Vaster an- heimzufallen, zu irgend einer praktischen Ar- beit angehalten werden sollte.

Nach Rousseau hat weitgehende Forde- rungen gestellt, er trug die unbiegsame Ansicht, daß Dinge, die zu Objekten unserer Tätigkeit geworden, weit klarere und zuverlässigere Ver- griffe bieten, als uns durch irgend eine Unter- weisung übermittelt werden kann. Ganz be- sonders wurde in der von Christian Gotthilf Salzmann gegründeten Erziehungsanstalt in Schnepfenthal (Thüringerwald) die Handarbeit gepflegt und gefördert. Diese Anstalt wurde zur berühmtesten in Deutschland.

Ein anderer Verfechter der mannlichen Ge- schicklichkeit des Menschen war der von Comenius und Rousseau beeinflusste Joh. Bern. Basedow, Sohn eines Hamburger Perückenmachers. Große Verdienste hat er sich um die deutsche Schule er- worben, daß er die Anschauung (Sachkenntnis vor der Wortkenntnis) bei allen Fächern ge- fördert, dagegen die qualvolle Heberanstrengung der alten Schule (Memorieren usw.) herab- gemindert, überhaupt sein Streben und Ziel darin suchte, den Kindern die Schule lieb und wert zu machen. Er verstand es, Menschen- freunde und vermögende Männer von seiner Idee zu überzeugen, daß man ihm 1773 ein Geldgeschenk von 15 000 Talern gewährte; von gegnerischer Seite nannte man ihn einen Ir- rlehrer. Und so haben sich Jahrhunderte hin- durch zwei Weltanschauungen gegenüber ge- standen. Auf der einen Seite die sprachlich- historische, auf der anderen die naturwissen- schaftlich-technische. Hier Denken und Reden —

dort Sehen und Handeln, und wenn wir mit ungetriebtem Blick die Sachlage klar erfassen, so finden wir, daß auch heute noch eine schwer- überbrückbare Kluft zwischen beiden liegt.

Aber wie wir in der weiteren Ausführung erkennen werden, treten allmählich gebietende Faktoren sozialen, wirtschaftlichen und hygie- nischen Charakters auf, welche die unbedingte Notwendigkeit beweisen, daß Schule und Ge- samterziehung unserer Jugend eine zeitgemäße Umgestaltung erfahren müssen. Während man der Naturwissenschaft teilweise Eingang ver- schaffte, hat man die Technik unberücksichtigt ge- lassen, und gerade die letztere verdient in der Gesamtanschauung unseres Volkes einen ihr ge- bührenden Platz.

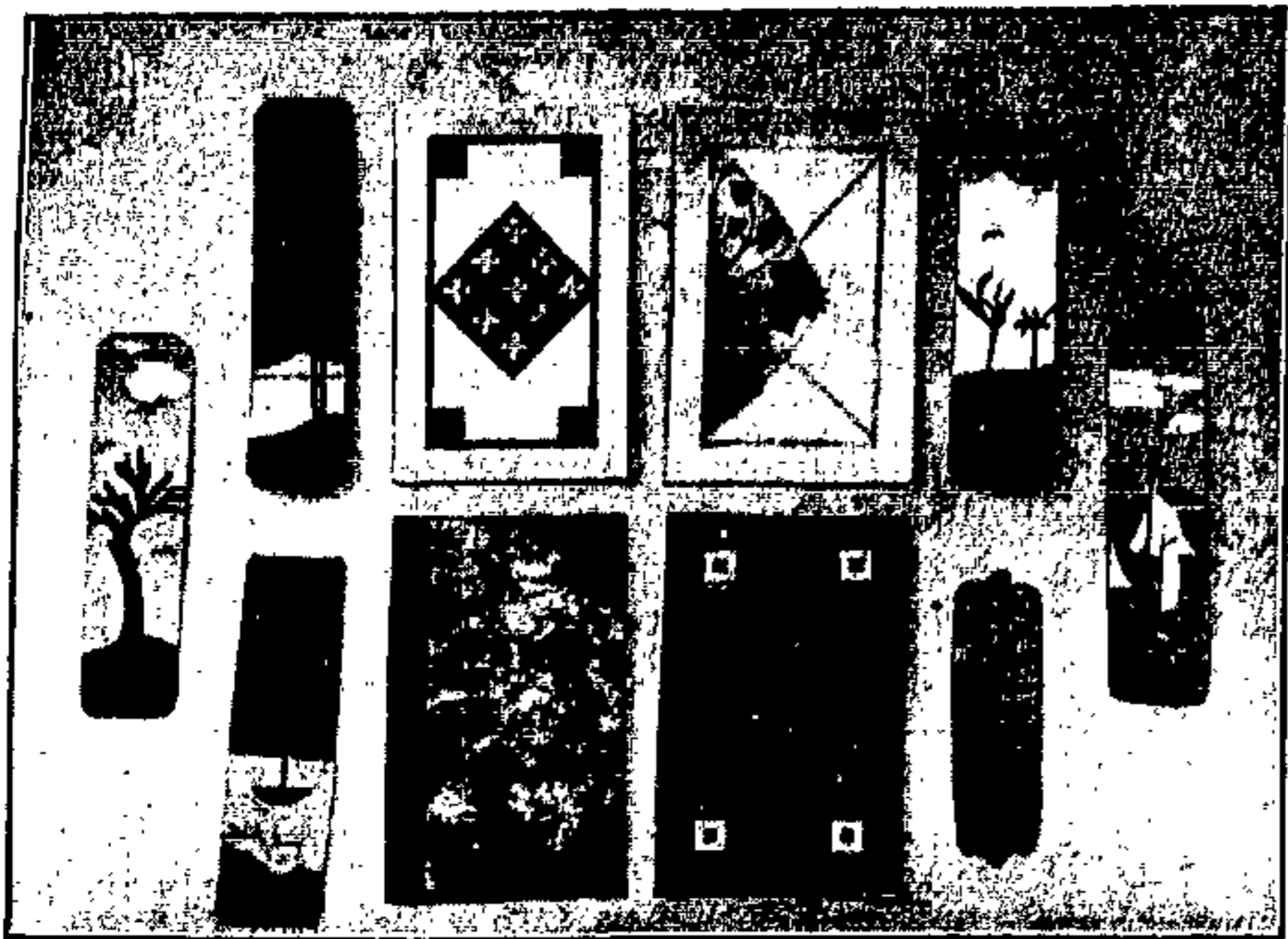
Das Technische, welches wir die Sprache des Auges und der Hand nennen dürfen, ist bis zu einem gewissen Grade stets an körperliche Arbeit gebunden. Mit sehr gemischtem Empfinden sehen wir unsere heutigen Kultur- leiter unentwegt in den Mahnen der alten Schule weiter trotten. Man kommt über die einseitige, lediglich geistige Ausbildung nicht hinweg und teilt diese noch gramlos auf die verschiede- nen Klassen ein. Wohingegen die körperliche Arbeit, die „Pädagogik der Tat“, fast in Miß- kredit und Mißachtung geraten ist. Diesem gegenüber haben wir mit Nachdruck zu betonen, daß gerade der Arbeiter der beste Verwalter seines ihm erblich überkommenen Urteils ist, in dem er die angeborenen Organe in den Dienst der Allgemeinheit stellt. Seine Kunst legt Zeugnis dafür ab, daß er sein Erbe nicht ver- gendet, ihm gebührt hoher Anteil an den Kultur- errungenschaften. Darum haben wir der Ar- beit der Hand Achtung und Anerkennung zu verschaffen, sie unter Hinweis auf ihren hohen Kulturwert vor aller Welt zu adeln.

Werfen wir einen Blick zurück und betrach- ten die staunenerregenden Fortschritte unserer Technik, so müssen wir zugestehen, daß nur derjenige der selbst handtätig schafft, diese Werke zu würdigen und in ihrer Größe zu bewerten vermag; sagt doch schon Aristoteles: „Man kennt eine Sache nur, wenn man sie selbst machen kann.“ Darum muß unser ganzes Können und Trachten darauf gerichtet sein, den Lehrplan unserer Jugend umzugestalten; Hand und Auge der Kinder zu schulen und zu pflegen. Die werkzeugführende Hand gewandt und geschickt zu machen, um die Eigenschaften der Rohstoffe leicht zu überwinden; dieselben unseren Bedürf- nissen entsprechend praktisch zu gestalten; den Arbeiten das Gepräge unserer Zeit und unseres Kulturzustandes zu geben.

Der Handfertigkeitunterricht zwingt zum Nachdenken und gibt Anlaß und Gelegenheit, Gesehenes in Form und Farbe wiederzugeben, somit bilden wir eine handgeübte Jugendwehr heran, welche, wenn sie dereinst in die große Armee der Arbeit eintritt, erfolgreich den wirt- schaftlichen Kampf mit anderen Nationen auf- nehmen kann. Aus diesem Grunde müssen wir mit allen uns zu Gebote stehenden Kräften und Mitteln die Handfertigkeit fördern und pflegen.

Die Sprache der Hand und des Auges verlangt Gleichberechtigung neben der Sprache des Wortes und der Schrift.

An der Hand der Kulturgeschichte sehen wir den Menschen, wie er allmählich den steilen Weg der Kultur erklimmt. Wie er bei seinem ersten Auftreten auf der Erde in seiner Um- gebung herumtastete und nur seine Hände hatte, um alles Vorgefundene für seine Lebensbedürf- nisse anzumachen und dienstbar zu machen. Bei seinem Entwicklungsgänge brachte ihm seine Sinnestätigkeit Anschauungen, Ideen, und es stieg in ihm das Verlangen auf, ja es wurde zur Naturnotwendigkeit, diese festzuhalten und zu übermitteln. Dies geschah durch Laute oder anschauliche Darstellungen; es entstand die Sprache, Schrift, plastische und malerische

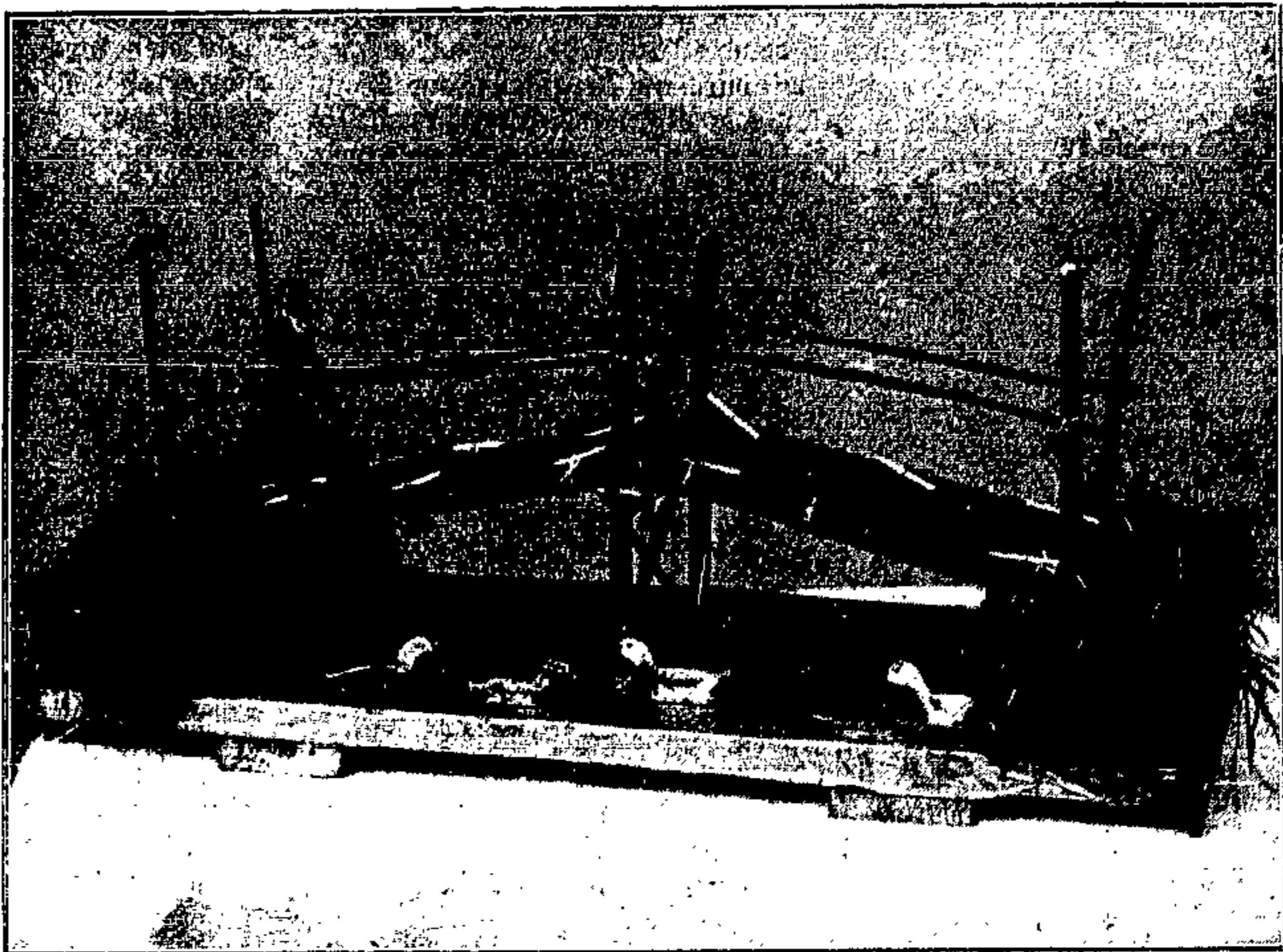


Darstellung. Die Hand allein genügte nicht mehr und sein rege werdender Geist schuf das erste Werkzeug. Die Entwicklung seiner geistigen Fähigkeiten gestattete ihm, die Natur der Stoffe und ihre Gestaltungs-eigenschaften zu erkennen und zu verwerten. Er arbeitete nicht mehr planlos, sondern nach Grundsätzen und Ideen, und schuf dadurch, daß er die Stoffe nach eigenen Anschauungen formte und gestaltete, die Kunst. Das erste Kunststücken jener Zeiten klingt durch Ueberlieferungen noch bis in unsere Tage hinein und dient als sicherer Maßstab für den Kulturzustand jener Völker. Die Kultur drängte vorwärts; die Menschen traten zu größeren Gemeinschaften zusammen; es steigerten sich die Bedürfnisse, sie machten die Arbeitsteilung notwendig. Handwerk und Industrie traten in die Erscheinung. Der nimmermüde Geist des Menschen verstand es, die Einzelwerkzeuge geschickt aneinanderzufügen, organisch zu verbinden, indem er

gehen kann fehl, wenn wir einen hohen Bruchteil aller vorkommenden Unglücksfälle in Ma-

den allgemeinen Arbeitsfaktor, die „Machchine“ schuf. Jetzt glaubte man annehmen zu dürfen, daß die Handfertigkeit ganz zu entbehren sei. Der gerissene Spekulant, in seiner nimmermüden Geldgier, ging so weit, jeden gelernten, handgeübten Arbeiter anzuschalten und an seine Stelle das ungeübte Weib, ja selbst das Kind an das gefährliche Messer und Räderwerk „Machchine“ zu stellen. Mensch und Maschine wurden hier in blinder Verlehnung ihrer Leistungsmöglichkeiten nicht benutzt, um Werke zu schaffen, die sich unseren Kulturforderungen und Ansprüchen anpaßten, sondern um das Kapital zu vermehren. Wir

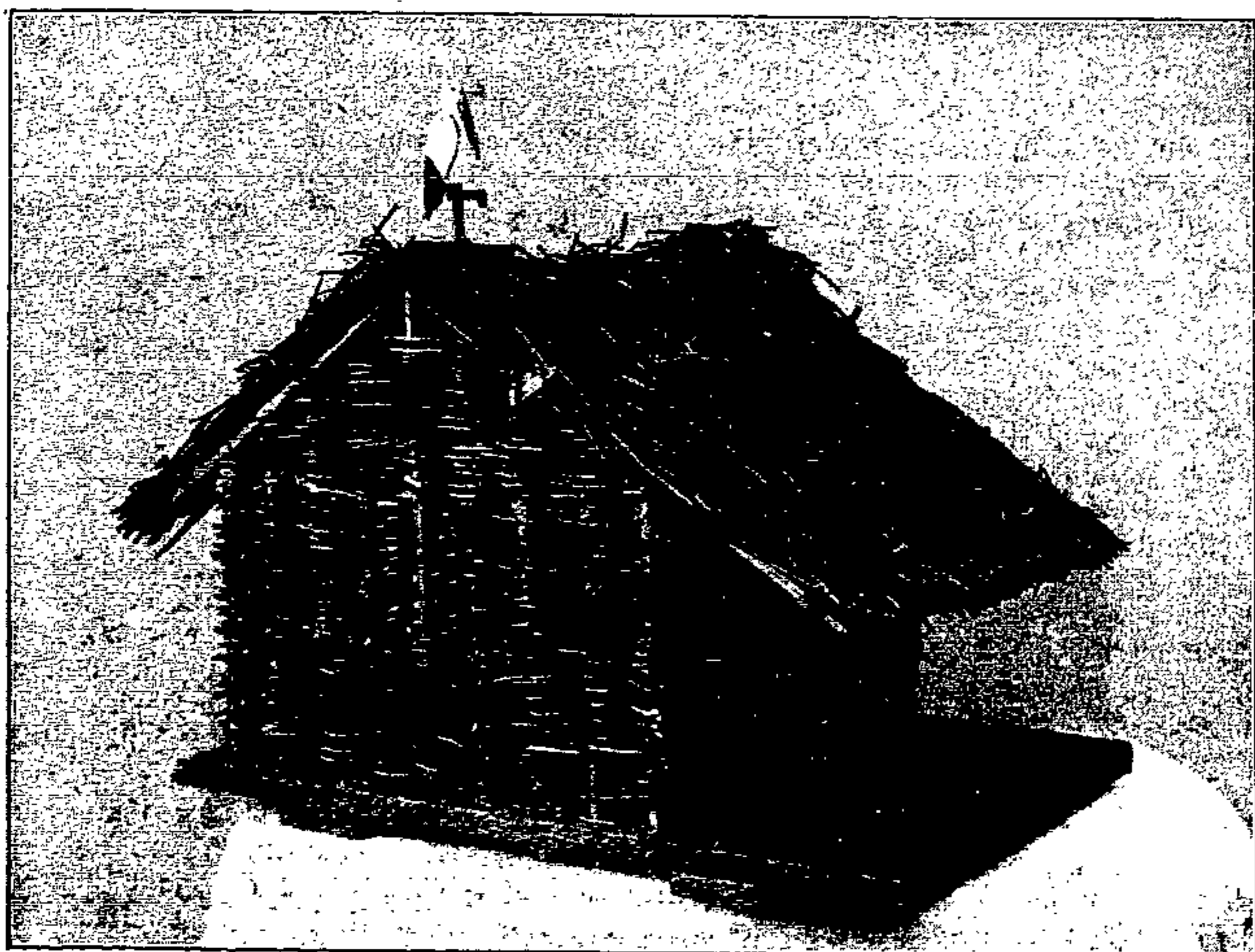
mit unsere Erziehungsmethode, die die Organ unentwickelt läßt. Darum müßten wir schon aus Menschlichkeitsrückichten der Handfertigkeit fördernde Sympathie entgegenbringen. Es hat eine lange Zeit gedauert, bis sich der gesunde Gedanke Bahn gebrochen, daß die Maschine nur von handgeübten und geschickten Arbeitern zu bedienen ist, um im Sinne unserer Anschauungen brauchbare Werke herzustellen. Wir wollen aber unsere Hand nicht allein üben, um uns vor Gefahren zu schützen, sondern unser Streben muß dahin gehen, die „gewandte Hand“ zum Uequeleher Lebenswerte und Freuden zu machen. Wir wollen nicht nur arbeiten, um essen und trinken zu können, sondern die Arbeit soll Freude und Genuß bieten, nicht stumpfsinnig und mechanisch wollen wir unser Tagewerk verrichten, sondern zu unserer Arbeit wieder in ein herzliches Verhältnis treten, so daß das heute leider so sehr berechnete Spottwort: „Ich suche denjenigen, der die Arbeit erfinden hat“, seine Berechtigung verliert. Kunst, Handwerk und Industrie können sich niemals gesund entwickeln, wenn neben den Anschauungen und Ideen der Menschen die werkzeugführende Hand Material und Technik nicht zu meistern versteht. Aller Reichtum und Kraft der Wissenschaft und Technik sind ein totes Kapital, wenn die Handfertigkeit nicht gleichen Schritt hält und nach Vollendung strebt. Eine Fülle von Arbeiten ist zu erledigen und mitbringend für das wirtschaftliche und soziale Leben zu verwerten. Wohin wir unseren Blick wenden, überall fordert man heute technische Fertigkeit. Anschauungen und Ansprüche der Konsumenten läutern sich allmählich. Die Bedürfnisse treten in ein anderes Stadium; man besinnt sich langsam und kehrt zu einer zweckmäßigen, materialgerechten Arbeit



schinensbetrieben auf das Konto der ungeübten Hand setzen; die Schuld trifft

zurück. Der Schund wird schwinden und mit ihm die halben Arbeitskräfte, das sogenannte Pfuschertum. Darum erstreckt für uns die unabweishbare Pflicht, unseren ganzen Fleiß und volles Können daran zu setzen, die Erziehung und Ausbildung der kommenden Generation beeinflussen und reformieren zu helfen. Pestalozzi und Fröbel haben hierzu bereits Grundpläne festgelegt. Nach Fröbels System besteht das Wesen der Erziehung darin, daß jede Seite menschlicher Tätigkeit im Individuum ausgebildet wird, aber keine vereinzelt, sondern alle in ein harmonisches Verhältnis gesetzt werden.

Dem Kinde wird hier ein unumschränktes Feld der Entwicklung geboten, seine Urtriebe sind, die Welt durch eigene Tätigkeit kennen zu lernen, es will arbeiten, sich betätigen. Der Produktivsinn steckt nun einmal in diesem kleinen Menschenkinde. Täglich, ja stündlich tritt solch ein kleiner Kerl mit gewichtiger Miene an uns heran und verlangt ein Stück Papier, Zeug oder Holz, das heilige Versprechen abgebend: „Ich will mir etwas Schönes daraus machen!“ Nun müßte man ein Barbar, ein Kulturfeind sein, wollte man diesem kleinen Arbeiter das Material verweigern oder bei der Anfertigung nicht behülflich sein. Alle Vorstellungen bleiben wertlos, wenn das Kind nicht Gelegenheit findet, seine Sinne, besonders Gesicht-, Tastsinn und Muskelsinn allseitig zu üben. Ist das Kind aber selbst tätig, so erfährt es hierbei das Ding allseitig und gelangt, da es mit dem Gegenstand selbst in Berührung kommt, zur Kenntnis der einzelnen Teile und deren Beziehung zueinander. Neben dem Material und der Form lernt das Kind auch die Farben und deren Wirkung zueinander kennen; das wird für die Entwicklung des Schönheitsfinnes von hoher Bedeutung sein, da diese Fähigkeiten als



1. Bücher- und Lesezeichen: Farbige Papieraufgabe (oben). 2. Brückensteg mit Bockunterstützung (Mitteltbild). 3. Hütte: Knüppel- und Weidengeflecht mit Binsendach (unten).

Grundament der künstlerischen Bildung betrachtet werden dürfen.

Alles dieses ist aber undenkbar, wenn nicht die Vertrautheit mit der elementaren Technik vorhanden ist. Der Handarbeitsunterricht soll, wie Kröbel sagt, zur harmonischen und allseitigen Ausbildung des Kindes mitwirken, damit sich aus ihm eine sittliche Persönlichkeit entwickeln kann, die an den Kulturarbeiten ihrer Zeit mit Erfolg teilnehmen will. Es ist auch nicht ohne Bedeutung, daß das Kind das Erlernte im praktischen Leben vorteilhaft verwenden kann. Dieses bildet einen Ansporn zu reger Beteiligung. Im wirtschaftlichen und sozialen Leben ist der Werkstattunterricht eine sichere Gewähr der Konkurrenzfähigkeit anderen Völkern gegenüber.

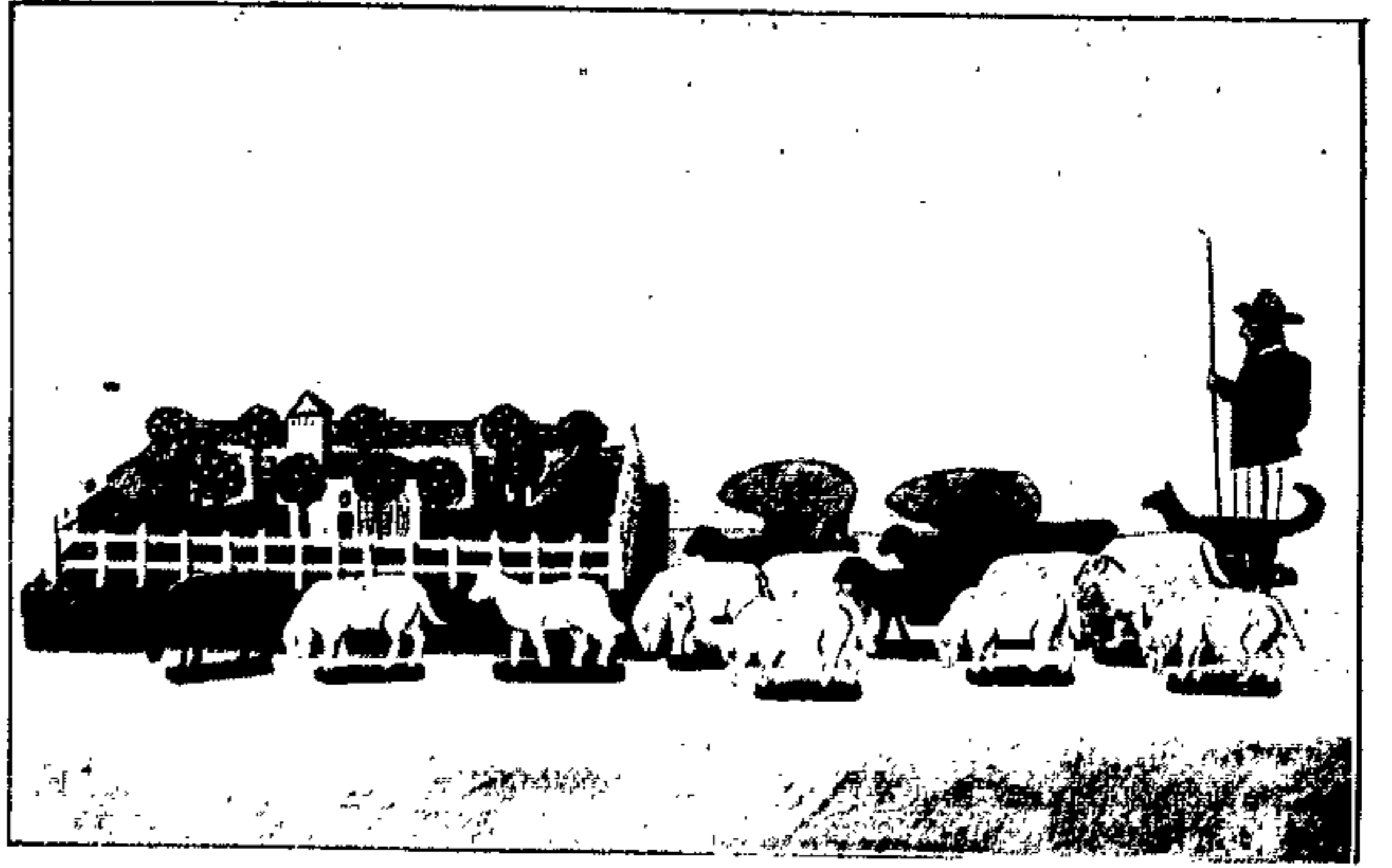
Wir können unsere Blicke wenden wohin wir wollen: alles rüstet zu einem großen Kampf, aber nicht zu einem solchen mit Mordwaffen, sondern der Krieg der Zukunft wird auf dem Felde der technischen Fähigkeiten geschlagen. Das handfertigste Volk wird triumphierend den Weltmarkt beherrschen; auf den sinken, handgewandten Arbeiter wird es allein ankommen. Wir sehen bei dieser das Nationalvermögen

eng berührenden Frage, wie überaus nötig uns die Hebung der Hand tut. Wollen wir mit Ruhe und Vertrauen der Zukunft entgegengehen, so müssen wir Sorge tragen, daß die Hände unserer Jugend geschnitten werden; sofern dieselben aber bis zum 11. Jahre nichtstehend im Schoß gelegen haben, ist der feinste Organismus darin abgestorben. Die Hand des Menschen ist das kunstfertigste Instrument der Welt und befähigt ihn wesentlich zu der hohen Stellung, die er in der Natur einnimmt. Gerade dieses kunstvollen Baues der Hände wegen bezeichnete schon Anaxagoras den Menschen als das vollkommenste Geschöpf, Galen als den Herrscher der Erde. Wollen wir also den feinen Mechanismus unserer Hände sowie die ungemein zarten Gefühlsnerven und Tastkörperchen nicht verkümmern lassen, so müssen wir dieselben stetig und von jung auf rege gebrauchen.

Durch den Handfertigkeitsunterricht wird auch die Berufswahl erleichtert. Der Knabe steht beim Verlassen der Schule meistens ratlos da und den Eltern ergehts nicht viel besser. Fähigkeiten und Anlagen sind unter solchen Verhältnissen gar nicht zu prüfen. Hieraus rekrutieren sich die Pflücker und Aufwärtigen im Handwerk und in der Industrie.

Wir haben die Pflicht, das Erstehen unglücklicher Existenzen zu verhüten und dieses geschieht, wenn wir dem Kinde Gelegenheit geben, seine angeborenen Werkzeuge zu üben; es wird vertrauensvoll und willensstark ins Leben eintreten und mit Erfolg den Kampf mit ihm aufnehmen. Wer sich jemals mit Kindern beschäftigt hat, weiß, welcher Schatz von Tatkraft dort verborgen liegt, diesen müssen wir heben, so lange es noch Zeit ist. Wir haben acht zu geben, daß diese Tatkraft nicht zumungunsten des Kindes

verbraucht wird, was den sicheren Weg bergab bedeuten würde. 86 Prozent des deutschen Volkes verdient sein täglich Brot mit den Organen, die die heutige Erziehung unentwickelt läßt. Jeder einzelne leidet darunter; um so unverständlicher ist die apathische Ruhe unserer Schulverhältnisse gegenüber. Sehen wir aber nach einem weiteren Gewinn der Handübung. In der Jugendwerkstatt arbeiten alle Volksschichten. Der spätere Besteller und Auftraggeber nimmt von hier Lehren fürs ganze Leben mit; er lernt Stoffe, Techniken und ehrliche Arbeit kennen und schätzen, so daß wir durch die Handübung den

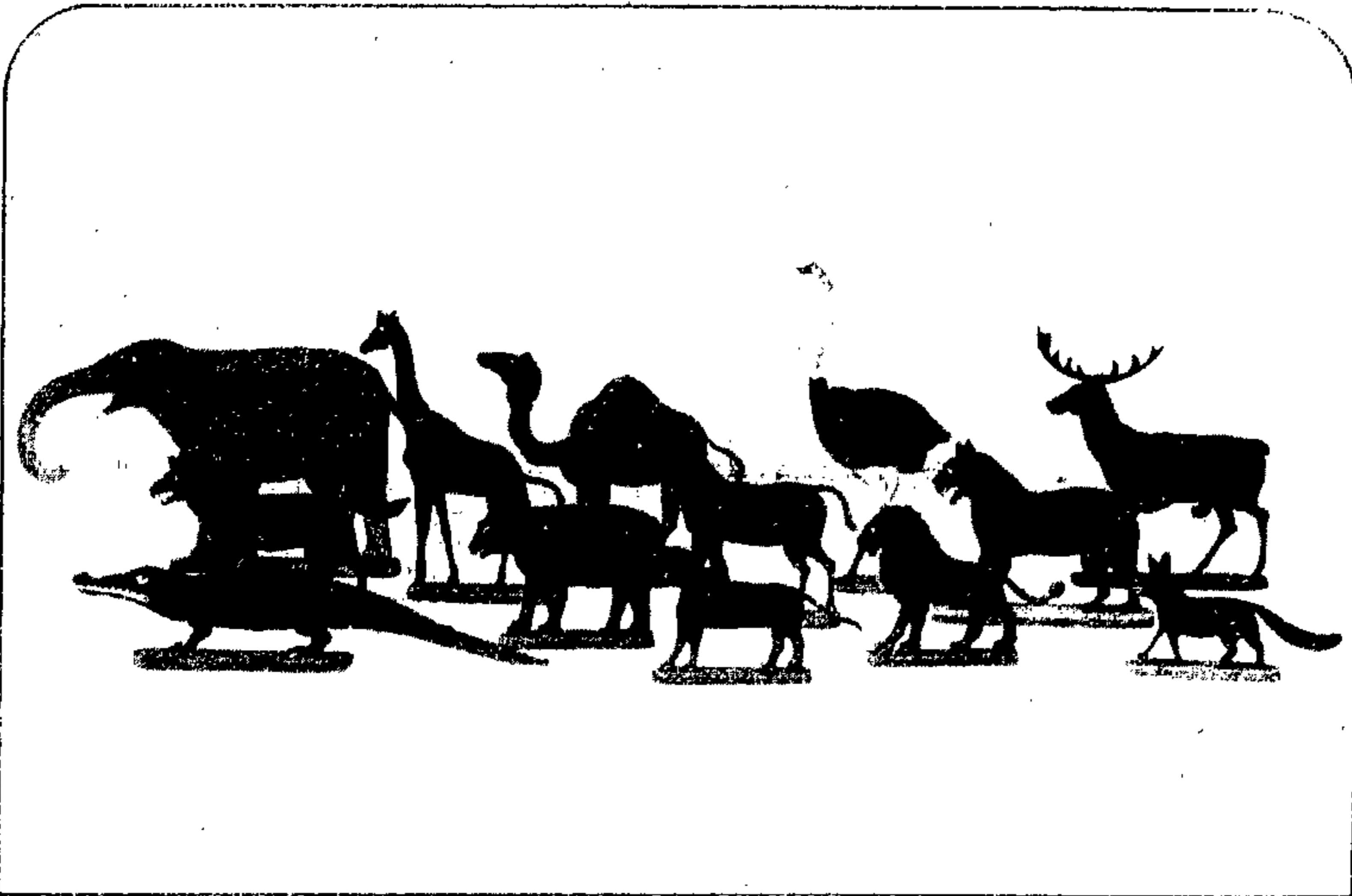


Dori und Schafherde: Holzarbeit farbig bemalt.

richts gedrungen. Sogar für die künstlerische Erziehung ist die Handfertigkeitspflege von hoher Bedeutung, sie ist auch dazu angetan, dem Kinde ohne Aufdringlichkeit einen reinen, hellen Blick für ernste, schöne Kunst mitzugeben.

Nur durch Selbstbetätigung lernen wir die Schwierigkeiten und Kunstfertigkeiten aller Schaffenden kennen. In hygienischer Beziehung wird die Arbeit zum Turnen am Werkzeug und bietet Entlastung und Gegengewicht gegen die Überbürdung mit geistigen Arbeiten, wodurch der Gesundheit des Kindes Gefahr droht. Was nun meine Arbeiten auf diesem Gebiete im besonderen angeht, so wurde ich beeinflusst durch die ausgestellten Schularbeiten des Landesverbandes zur Förderung der Handfertigkeit des Kindes im Königreich Sachsen auf der 3. Kunstge-

werbeausstellung in Dresden. Ich sah die Leistungen des Handwerks und der Industrie auf dieser Ausstellung, verfiel aber nicht in die Annahme, daß hier ein Teil des Allgemeinkommens gezeigt wurde. Nein, ich wußte,

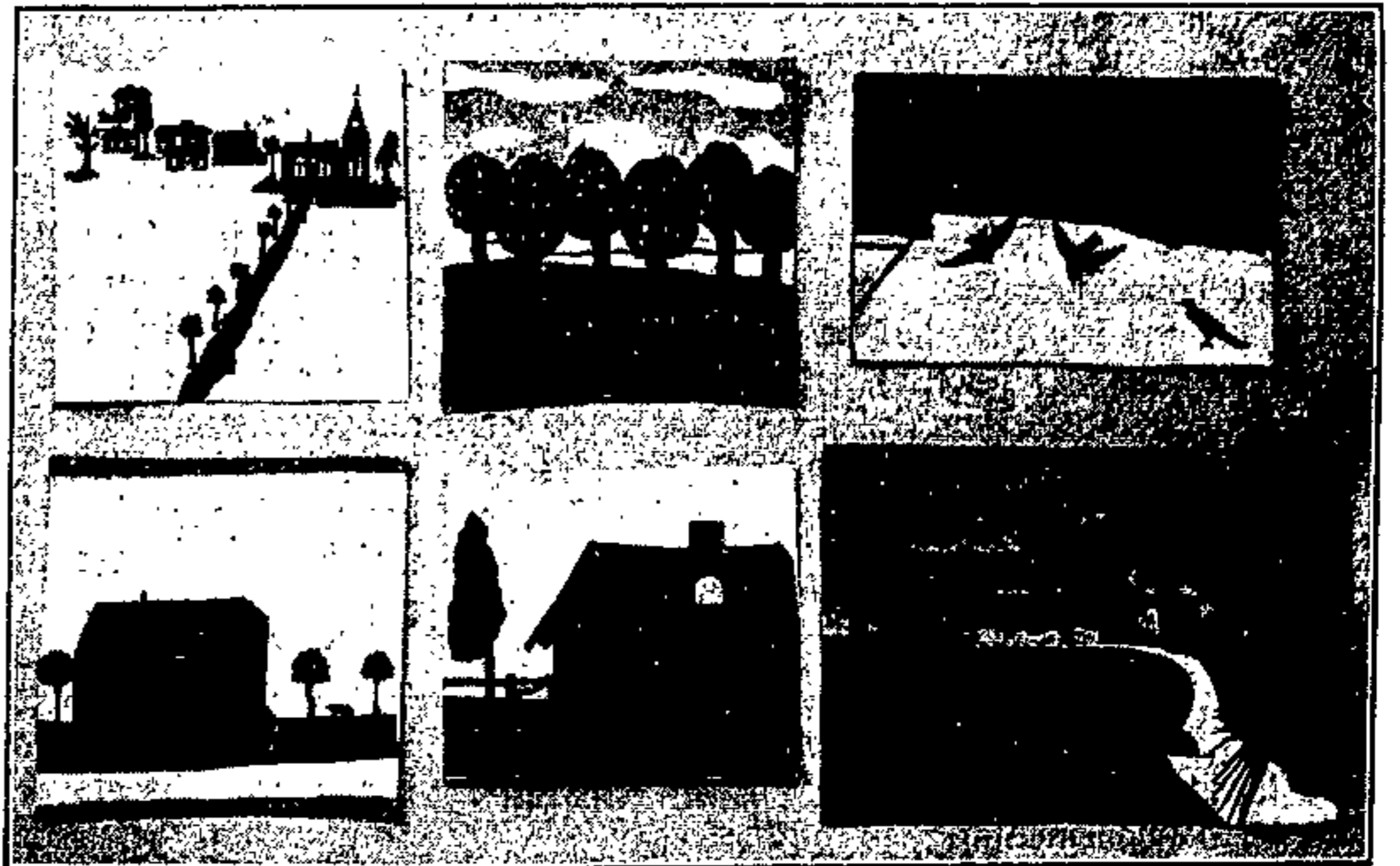


Menagerie: Holzarbeit farbig bemalt.

späteren Käufer schulen im Gegensatz zu dem heutigen, der meistens der ehrlichen Arbeit fremd gegenübersteht.

Summieren wir das Angeführte, so müssen wir uns wundern, daß man hier in Deutschland der Förderung der Handfertigkeit so unendlich wenig Verständnis entgegenbringt. Hätte man bei uns nur ein ausgebildetes Auge und Ohr, so müßte man merken, daß Frankreich, England, Dänemark, unsere nächsten Nachbarn, bereits einen hohen Grad von Einsicht in dieser Beziehung besitzen; aber diese Nationen sind es nicht allein: bis nach Rußland ist die Erkenntnis von der Nützlichkeit des Handfertigkeitsunter-

werbeausstellung in Dresden. Ich sah die Leistungen des Handwerks und der Industrie auf dieser Ausstellung, verfiel aber nicht in die Annahme, daß hier ein Teil des Allgemeinkommens gezeigt wurde. Nein, ich wußte,



Bilder: Farbige Papierauflage.

daß sich hier nur die oberste Elite des Handwerks und der Industrie, von Künstlern beraten, zusammengefunden hatten. Das Allgemein können ist durch Mangel an Handwerkschulen in Deutschland minimal, wenn nicht beschämend. Aber von den Arbeiten der Schülerwerkstätten zog ein Frühlingshoffen bei mir ein. Ich sah ein Jungdeutschland, ein Stück Volkskunst entstehen. Hier warf sich bei mir die Frage auf: Warum wird nicht jedem Kinde diese Lehre und Übung zuteil? Mein Entschluß war bald gefaßt, ich wollte nach meiner Rückkehr in Hamburg einen Versuch machen, um zu zeigen, welche Fähigkeiten in der Hand des Kindes schlummern und daß es nur einer leisen Anregung bedarf, um sie zum lebendigen Gestalten zu bringen. In der Genossenschaft „Produktion“, Hamburg-Varnebeck, fand ich ein günstiges Arbeitsfeld. In kurzer Zeit hatte ich 124 Schüler und Schülerinnen beisammen, von denen aus verschiedenen Gründen 24 ausschieden, so daß ich mit rund 100 Kindern arbeitete.

Der Vorstand der Genossenschaft stellte mir bereitwilligst einen im Genossenschaftsgebäude liegenden Unterrichtsraum zur Verfügung; somit war die Frage eines gesunden Arbeitsraumes für mich gelöst.

Während der zehnwöchentlichen Unterrichtszeit ist mir zum Bewußtsein gekommen, daß die Schaffung eines gründlich durchdachten Lehrplanes unbedingte Notwendigkeit ist, sofern Erzieherisches erstehen soll. Alter und Befähigung müssen bei der Einführung in die verschiedenen Arbeitsarten Berücksichtigung finden. Auch darf kein Mangel an Werkzeug vorhanden sein, da sonst Stockungen und Unzuträglichkeiten eintreten.

Was die Arbeiten selbst betrifft, so darf man keine Vergleiche mit dem Handwerk und der Industrie anstellen, sondern wohl erwägen, daß dieselben von Kinderhänden gemacht sind. Denn nicht die gefertigte Arbeit an sich ist Zweck und Ziel des Unterrichts, sondern der Gewinn an praktischem Verständnis, Geschicklichkeit der Hand und Willenskraft.

Schon Goethe sagt in Wilhelm Meisters Lehrjahre: „Zu vollenden ist nicht die Sache des Schülers, es ist genug, wenn er sich übt, aber doch fertig macht, so gut er kann.“ Die einzelnen Altersstufen hatte ich in Gruppen von je 15 Schüler resp. Schülerinnen geteilt, um die Möglichkeit der eingehenden Beschäftigung mit dem einzelnen zu haben. In der ersten Stunde zeichnete das Kind nach Belieben irgend eine Sache aus dem Gedächtnis; es lag mir daran, zu sehen, was diese kleine Gesellschaft bereits an Eindrücken aus dem Leben und der Natur gesammelt und festgehalten hatte.

Es waren darunter ganz erhabliche Sachen, vom ersten Stammeln des Kindes aufwärts, aber auch manch verständlich Wort fand sich schon darunter. Dann wurden auch nach Naturmotiven Früchte, Blätter usw. farbig gezeichnet.

Nahe verwandt hiermit ist das Modellieren in Ton. Freilich kann man diese Arbeiten selbst nicht praktisch verwerten, aber für die Bildung der Hand, Erziehung des Auges, Schulung im Beobachten der Formen sowie Entwicklung des Geschmacks kann der Wert nicht hoch genug angeschlagen werden. Das Tonmodellieren erweitert die Darstellung in der Ebene zur körperlichen und ermöglicht dadurch eine klare Auffassung des Räumlichen. An dem Tonmodellieren haben sich selbst die Kleinsten beteiligt. Es wurden einfache Formen, wie Würfel, Kegel, Flaschen usw., aber auch Früchte und Blätter nach vorgelegten Naturmotiven modelliert und überraschende Resultate erzielt. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß die Kinder der Modellierarbeit vorwiegend Anteilnahme und Arbeitslust entgegenbrachten.

Die Papp- und Papierarbeiten tragen viel durch ihre unmittelbare Brauchbarkeit dazu bei, das Interesse der Kinder bis zum Schluß der Stunde wach zu halten. Hierbei möchte ich ganz besonders auf die Technik der farbigen Papieraufgabe aufmerksam machen. (Siehe Abbildungen.) Es sind Übungen im freihändigen Ausschneiden verschiedenfarbiger Papiere, an diesen Arbeiten können die malerischen

Fähigkeiten in Linie und Farbe beobachtet werden. Auf dem einen Bild ist Arbeit in Wildform, während auf dem anderen die Technik bei Büchern und Lesegeräten verwandt wurde. Auch in Holzarbeiten wurde ein leichter Anfangsversuch gemacht. (Siehe Abbildungen.)

Die Schafferde sowie die Menagerie wurden mit Laubsägen ausgeschweift und mittels Klappzangen in die Fußbrettchen eingelassen und der Schluß farbig bemalt. Wie ich schon erwähnt war der Unterrichtsengang wegen des Mangels an Handwerkszeug sehr primitiv, sonst hätte ich den größeren Knaben Hobelbank- und Sägearbeiten versucht; denn diese Arbeiten nehmen bei den älteren Knaben die erste Stelle ein.

Eines unserer Bilder zeigt eine Urflöte, ein anderes eine Hütte; zu beiden Arbeiten haben die Knaben das Material aus Wusch und selbst zusammengeholt. Bei dem Bau nahmen Abmessen, Sägen, Hämmern, Fechten das meiste Interesse in Anspruch.

Die Abbildungen zeigen nur einen geringen Bruchteil von der Gesamtarbeit der 100 Kinder. Es wurden auch die sogenannten Fröbel-Arbeiten angefertigt, sowie Näh- und Applikationsarbeiten.

Wenn wir die Resultate des zehnwöchentlichen Unterrichts ins Auge fassen, dürfte uns werden, was das Kind bei steter Handübung schaffen imstande sein würde.

Die Arbeiten waren auf der Weihnachtsausstellung des Vereins für Kunstpflege in Hamburg ausgestellt und werden hoffentlich jedem Besucher neue Wege gezeigt haben. Erfahrene Pädagogen haben ihre Freude über die angelegten Arbeiten ausgesprochen und den Arbeitern Hamburgs eine Kulturpflicht daraus gemacht, die Sache zu unterstützen und nicht wieder einschlafen zu lassen. Es wäre Sache der Genossenschaften, Fortbildungs- und Kunstvereine, die Förderung der Handfertigkeit in ihren Arbeitsplan zu setzen. Inwiefern dies gewillt und berufen sind, muß die kommende Zeit lehren. —

Heimweh.

Eine Dienstmädchengeschichte von Ilse Frapan.

Wenn's lauter so Leut' gäb' in der Welt, no wär' mir's verleitet! hat Bärbele der Dicken geklagt, als sie endlich hat fort können. „Wer weiß, was i jetzt krieg'. Mir ischt e Schein us'm Herze, seit i von dene Fräulein furt ben.“ „Ja, jetzt kommst denn zu Schwieger, die hänt net so G'schichte mit Handschuh serviere.“ „Wenn's nur wahr ischt,“ seufzt Bärbele, „i han allweg Angst.“

Aber gleich beim ersten Mittagessen hat sie's dann bemerkt, daß sie so große Angst nimmer zu haben braucht. Der Dienstherr hat ihr gesagt, sie solle nur ihren Keller hereinholen, sie esse da mit am Familientisch. Bärbele hat sich zwar furchtbar geniert, hat kaum etwas hinunterzuschlucken können, aber sonderbar froh und gehoben ist sie sich vorgekommen, und die Töchter haben das Wort manchmal auch an sie gerichtet, und der Herr hat sie gefragt: „Warum esset Sie nüd?“ Freilich, fremd ist ihr alles, die Sprache, das Essen. „Warum hat auch der lieb' Herrgott de Knoblauch wachse la'n!“ sagt Bärbele nachdenklich, wenn Susette, die älteste Tochter, die ihre verstorbene Mutter als Hausfrau ersetzen muß, zu allen Speisen Knoblauch beordert. „Aber i mueß mi drei'schide, und i werd' mi drei'schide!“ Bärbele schickte sich mit jedem Tage besser drein. Necken die Jüngsten, die Backfische sie, so neckt sie wieder; rufen sie ihr: „Schwobemensch!“ so antwortet sie: „So freisi, das ben i, e Schwob' und e Mensch!“

Werden sie grob, so gibt sie keine Antwort, schließt ihre Küchentür und pfeift wie eine Amsel. Mit den drei Aelteren ist das Leben schon schwerer. Immer zanken sie untereinander, und zumeist kommt's über die Anbeter her, von denen jede eine ganze Anzahl hat. Aber einige davon sind gemeinschaftlich, und die Unklarheit ihrer Absichten ruft Neid, Eifersüchtelei, Zwietracht hervor. O, sie sind nicht vornehm steif, die drei Schönen, wie Bärbele anfangs gefürchtet hat. Wenn sie den Vormittag mit offenem Haar und im Unterrock herumspazieren, mit Gekreis in die Zimmer zurückfahren, sobald die elektrische Klingel ertönt, und ihre Toiletten- und Liebesangelegenheiten bald auf dem Gang, bald in der Küche erörtern, dann sind sie „ganz nett und niederträchtig,“ sagt Bärbele, und sie ist das Kammerzöfchen, das man zu Rate zieht, wohl gar zur Schiedsrichterin anruft. Aber dabei geht's dann oft krumm. Einer recht geben, heißt die andere beleidigen. Und wer wird sich ungestraft beleidigen lassen? „Was weiß auch so e Magd! die mueß mer frogel!“ Und man schüttelt die unfrierten Haare und nimmt den Unterrock zusammen.

Fräulein Susette ist noch die Bravste; sie legt etwas weniger Gewicht auf die Anbeter, da sie auch noch einen Bräutigam hat. Das ist der Herr Andreotti, ein kleiner, dicker Schwarzäugiger mit gewichstem Schnauzbart und einer Blume im Knopfloch. Fast täglich besucht er

die Braut, und wenn er nicht kommen kann, so schreibt er, und seine Briefe duften eben schön wie er selbst. Wenn nur das Fräulein Susette nicht so kränklich wäre. Oft muß Herr Andreotti mit langer Nase abziehen, und die Braut im Bett liegt, und dann freut sich Bärbele, denn sie kann den Bräutigam nicht leiden. Er hat sie einmal unter's Kinn gefaßt wollen und hat dafür eins über die Hand kriegt: „I bin nur e arm's Dienstmädchen, a vome jedem ins G'sicht fahre la'n — i da beschtens!“ Und nun ist das Unglück, immer wenn Bärbele an Fräulein Susettes Bett steht, muß, will die vom Herrn Andreotti reden. „Der noble Ektern in Mailand und wird ein selber sehr reich! Und seine schönen schwarzen Augen, mit denen er sie so feurig anschaut, denn lieb hat er sie nun schon über alle Maß.“ Schon morgen würd' er heiraten, aber er ist er noch nicht angestudiert, es hat beim Examen etwas gegeben, bei der Diplomarbeit, was gar zu sehr die Liebe im Kopf gehabt hat. „Aber nun grämt er sich, der arme Mensch, denn natürlich, er denkt, sie wird die Geduld verlieren.“ „Aber ich hab's 'm versproche, ich wart' gefast noch's halbe Jahr. Er ischt die bescht' Person wo uns vorkommen ischt, und ich bin auch ihn verliebt!“ Fräulein Linda kann dem Herrn Andreotti auch nicht leiden. Sie hat schon einmal einen Weinkampf gekriegt sein wegen, als er nämlich Susetten die Brillenohrringe, sein Geschenk, selbst in den

(Fortsetzung)

lappchen befestigt hat. „Grad wie wenn er ihrer Schwester ans Leben wollt, sei's ihr gewesen.“ Die Liebe und Sorge nimmt oft seltsame Formen an. Susette und Linda vertragen sich nicht eine Stunde zusammen; sie ist gar ein kleiner wilder Teufel, die krausköpfige Linda, alle fürchten sie, und Värbele am meisten. Ueberhaupt — es glaubt niemand hier, daß man leben könne, ohne sich zu zanken. Wenn Värbele von ihren Fräulein erzählt, dann wundert man sich erst: „Wie hänt s' zänket? so, wie ischt denn des? hänt se denn nie enander miesscht g'saiet? Ha, descht ei'fach net wöhr! so epper Lit' gibt's nid.“ Aber dann hat Linda das rechte Wort gefunden: „Weißt, 's send halt s' alte Kongere g'si, die könnet's denn scho' mitenander.“ Ist das ein Jubel geworden! Värbele hat mitgelacht, es ist so gar drohlig und pfliffig gesagt worden. Aber dann hat sie sich eingekalten: „Mei, i lott net über se lache, sie send arg gut mit mer gwe, wo-n-i halber tot zu ihne komme bin dag'mal.“ Värbele fängt an, die Geschichte zu erzählen. Die Herrinnen stoßen sich an, die wird ja blaß und zittert, wie wenn's gestern passiert wär', das Unglück auf dem See. Was geht uns das ertrunkene Menese an? So etwas geschieht immer einmal; sie zucken die Achseln: „Ja, so geht's halt, die hat jetzt ihre Strafe kriegt.“

Värbeles Gesicht ist plötzlich wie von Blut überschwenmt, die Augen glühen zornig; sie springt auf, daß ihr Stuhl krachend zu Boden fällt. Alles, was sie in den vier Wochen „Anshül" hinuntergeschluckt hat, drückt sie und brennt wie Gift in ihrem Blut: „Zebet nurek i wieder an de Vueb denke, an de miserablige, wo noch g'säggat hat, wie-n-er vom W'assid hat höre rede: „Es ist ja nur ein Dienstmädchen gewesen!“ Aber i paad' ihn noch emol, und i sag's ihm noch emol: „Du dummer Vueb, Du miserablicher, e Dienstmädle hat sei Lebe auch lieb, e Dienstmädle ischt auch e Mensch, e freier Mensch wie Du, Du Lausbueb!“ Die spottlustigen drei Gesichter kehren sich fragend und erstaunt gegeneinander; Värbele mit den drohend geballten Fäusten und der zusammengezogenen Stirn ist ihnen ein ganz neuer Mäblich. Was geht uns das alles an? Aber gleichviel, Linda blinzelt auf ihre geringschägige Weise und bemerkt: „Das weiß i jetzt nid, ob das nicht ausgeschämt geredet wär' von einer Magd gegen einen Lehrersohn.“ Aber Värbele hat ganz vergessen, wo sie ist; ihre Stimme wird immer lauter und schriller, sie steht wie unter Feinden und starrt wie außer sich auf die Sprecherin: „Wir send freie Mensche, die Fräulein hänt's g'säggat, freie Mensche, alle mitenander, und wenn i mei' Sach' tu' als Magd, no ischt e Magd grad so quet wie-n-es Fräulein!“

Eben beginnt ein leises Nichern, das über die Unbehaglichkeit Herr zu werden sucht, da klingt von der Thür her eine tiefe, rauhe Stimme: „No, no, was lachet Ihr? 's Mailli hat Mecht!“ Das ist der Herr Papa, mit dem Värbele noch keine zwanzig Worte geredet hat, obgleich sie schon mehr als ein Vierteljahr im Hause ist. Der ruhige Mann, der so wenig Ausprüche macht, mit dem kleinsten Plab, mit dem letzten Stück Fleisch zufrieden ist und den Töchtern alles Vergnügen, alle Freiheit vergönnt. Värbele blickt auf ihn wie im heißen Triumph. Ihre Stimme wird mähtiger; sie hat die geballte Hand sinken lassen und faltet nun beide: „I han's ja selber net g'wißt, daß i-n-e Mensch ben, bis i zu dene Fräulein komme ben. I han halt denki — nids han i denki, ganz domm ben i gwe wie-n-es Bieh!“ Die Worte gehen unter in heftigem Schluchzen. „Nu, nu!“ brummt der Herr; es klingt so begütigend, und dabei wendet er halb beschämt das Gesicht von der Weinenden. Und plötzlich schämt sich auch Värbele, und sie nimmt eine alte Schaufel aus dem Eck, sagt:

„Der Schtiel ischt mer auch abbroche“ und versucht zu wackeln, aber wieder kommt ein Tränenkuß, und sie läßt die Schaufel fallen und murmelt: „I weiß net, wie mer ischt, i glaub', i han's Heimweh!“

Und der Herr hat gesagt: „Hier g'schieht ihne nid.“ Värbele ist ruhiger seitdem, nicht mehr so empfindlich. Daß der Herr so gerecht und gut ist, macht ihr viel. „Mede darf mer hier scho', 's ischt doch besser weder im Schwobeland doheim! die Mannsbilder saget's alle, und die Fräulein hänt's auch g'säggat, die werdet's wohl wisse.“ denkt sie.

Allmählich werden auch die zwei Waassische zahm, wenigstens sundenweise; Abends, wenn Värbele ihnen zum Spaß die Köpfe auflöst und die Haare durchkämmt und wieder langsam wie mit träumenden Fingern einfließt, da schlüß bald die eine, bald die andere den Arm um sie und lacht: „Du, sag's auch, woher die Kinder kommen; gell, Du sagst mir's?“ Värbele lacht auch: „Grad so han i meine Muetter g'froget, wie-n-i zwöf Johr gwe bin!“ „Und was hat se gesaiet?“ „E paar Dhrseige hat s' mi ge', und i lott mi net bestimmere um was mi net angahit.“ „'s isch net wöhr!“ Värbele zankt die Ungehörige an den Haaren: „Und i weiß es ja selber net, i ben jo noch ledig!“ Drauf gibl's gewöhnlich eine Mauselei, bei der die Waassische in große Gibe kommen und Värbele ihnen kaum etwas nachgibt. Noch öfter aber plagen sie sie: „Wie heißt Dei Schab, Värbele, sag's, sag's auf der Schtell! ei so jag's auch, Du Wieschte!“ Und wieder lacht das Värbele: „I weiß es ja net! er ischt no net sierekomme! Wozu brauch' i en Schab? Aber i nurek dann emol schau, daß i bald einen kriegt, Ihr müßet's halt verwarde, i ka's auch verwarde!“ „Ha, 's ischt der Wegger, wo jede Tag so lang mit Dir schwäzet,“ schreit plötzlich der Stobold. „Der Wegger? jo warum net gar? so einer täl' mer passe, wo am-e jede Schtraheneck sei Herz verschent!“ „Mei, aber der Milchmann!“ „Da, meinscht, i wott en Bauer? i han g'mueg kriegt vome Schaffe uf'm Land!“ „Aber geschler z'Obig bischt mit eme Ma' de Berg usse herzue, i han Di halt g'sehe!“ Värbele nickt: „Ja, 's ischt der Schreiner Viechti gwe, i han bei seiner Frau e Glättkurs g'no.“ „Aber 's war noch e Junger dadabei.“ „Der Schreiner Viechti ischt e netter Mann, i han e Vier mit'm 'trunke.“ „Aber der Junge, Värbele, wo nebe Dir g'loffe ischt?“ „Der Herr Pfau? ja, den kenn' i net, 's ischt dem Viechti sei Verwandter.“ Die Mädchen klatschen in die Hände: „Ertapp! ertapp! Värbele, Du bischt rot worde!“

Die fünf Töchter haben eben nichts als Liebesgeschichten im Kopf, da wär's ja ein Wunder, wenn Värbele nicht mittäte. Aber einen Schab hat sie wirklich noch nicht, nur so Bekanntschaften für den Sonntag: hent' kennt man sich, und morgen ist man wieder fremd.

Es geht ihm eigen, dem Värbele. Jede männliche Person, gleichviel, ob jung oder alt, macht ihr freundliche Augen und wirft ihr neckende oder verliebte Worte zu, die sie keck und treffend zurückgibt. Immer ist jemand bereit, mit ihr zu schwätzen, mit ihr zu „barren“, und sie ist nicht minder bereit — die Frohnatur, die unbeflegbare Lebenslust sprudelt jedem. Aber ihre Stimme bleibt unbesungen, bleibt laut, mag auch der andere flüstern, ihr Blick sieht lachend und offen grad' in die Augen, als sei jeder Mann ihresgleichen und nicht ein Wesen, das man lieben und heiraten kann. — Die Männer grüßen und nicken und schauen und — gehen vorüber zu dem Quisli am Eck, das bei jedem Wort die Augen niederschlägt, das verschämt in den Schurz fächert und rot wird, wenn man sie fragt, ob man sie begleiten dürfe. Aber noch lieber gehen sie zu der Dicken, die's nicht bemerkt, wenn man sie kneift und klemmt und täppelt, und die mit jedem e „Maß!“ trinkt nach

ihrem heimattlichen Brauch. Aber geheiratet hat sie auch noch keiner. „Mei, so einen möcht i net g'schent!“ Wenn Värbele einer gefallen sollt, so dürft' er schon so sein wie der Schreiner Viechti, der mit dem schwarzen Bart und dem grünen Schurz. Das ist ein braver, tüchtiger Mann; immer rühmt die Frau, wie er alle Samstag sein Geld unverkürzt heim bringe und so seelengut sei mit den Kindern und drauf schau, daß sie „eppes Mechts“ lernen. Ha, der nette Vub, wo er hat! „Wottschit auch bald e Schreiner werde, wie Dei Vatter?“ hat ihn Värbele neulich gefragt, wie er ganz stolz mit einer großmächtigen Säge dahergetrappt ist. Und was hat der Vub geantwortet? „Mei, i möcht' denn Elektrotechniker werde, wenn i emol aus der Schul' bin.“ Es hat Värbele erst gelächert, wie ruhig und selbstgewiß der Fredi geantwortet hat. „Elektrotechniker? gell, das sind die, wo die elektrische Tram machet?“ Da hat der Vub sie angeschaut mit seinen klugen blauen Augen: „Mer ka' an eppes Neu's erfinde, wenn mer geschickt ischt.“ Da ist ihr das Herz fast schwer worden. „Oh, meine Vrieder dabeint, was lernet die? 's ischt sacht net zum begreife, daß der Vatter uns net hat lerne la'n, alle mit-einander! Wägd und Knechte, daß mer an uns d' Schuh abputet. I, wenn i emol Kinder hab', no müesset se au lerne, alles müesset se lerne, wozu se e Gab' hänt.“

Ja, so eppes Mecht's, so eppes Solid's, wie der Schreiner Viechti! Und er ist ja doch kein Dackmäuser etwa, er ist im Männergesangsverein, und alle Sonntag geht er mit der Frau in den „Stropf“ oder in die „blau Fäbne“. Die Frau ist Feinwäscherin und verdient auch ihre Sach'! Und ihr Vruder ist der Doktor Burri, draussen in Wipfingen, der die große Anstalt hat, und wenn er seine Schwester besucht, allemal, wo er in die Nähe kommt, da sitzt er auf'm Glättelisch, ganz schön, und trinkt ein Glas Mofcht mit den Glättelinnen. — Aber was hilft's? Die Mechten und Soliden laufen nicht so dicht auf den Straßen herum, daß man nur gleich den ersten besten packen möcht'. „Ja, wenn man sie pflanzen könn' wie die Krankköp, daß sich die Mailli die Männer nur so könn'et vome Vode usse ziege.“

Das war gar lustig und fein, da möcht' ich dabei sein, sagt Värbele. Aber schau e weng dem Schneider Huber sein Weib an! Die hat mehr „blaue Mache“) als Haare am Kopf und zehn Kinder, und alle Wochen emal, am Samstag, frei Nachtquartier vor der Haustür — das heißt auch geheiratet sein! Pfui Teufel, i bleib' ledig, no weiß mer denn doch wenischstens, was mer hat!

Und wieder träumt sie mit den fünf Töchtern um die Wette von Brautkleid und Hochzeit und einem kleinen, kleinen eig'nen Hause, wie der Schreiner Viechti eins hat. Die Stube ist sauber geläsert, und im Stall meckern drei Gaisen, und die Neben sind schon bis zum Dach geklettert und haben hener extra reich getragen. Wer auch so das Glück finden könn'! Fräulein Susette hat ja den Herrn Andreotti, und er schreibt alle Tage, wann er nicht selber kommt, ein parfumiertes Billet, aber mit dem Schreiner Viechti ist doch so ein Gigerl nicht zu vergleichen. „Wenn i die Fräulein Susette wär', i täl's mache wie die Fräulein Linda, i täl' mi auf 'm Abfab 'rundrehe und ihm ins Gesicht lache, wenn er daher schwänglet mit sei'm lange Noß, wo ihm bereits bis auf die Hacken hängt. Wenn i's nur begreife täl, wie man den Menschen gern habe kann!“ Aber so wie's nun einmal ist, kann man's doch ein großes Glück nemen für das Fräulein Susette, daß er so aufmerksam ist und immer so den Galanten macht und nicht die Geduld verliert bei dem ewigen Maudern und Maunzen. Jetzt ist sie wieder krank, das arme Fräulein.

(Fortsetzung folgt.)

*) Flecken.

Letzter Schnee.

(Zu unserem Wlde.)

Ein letzter Schnee ist fallen,
Wiewohl der Lenz schon kam.
In stiller Morgenstunde
Grüßt weit nun in der Runde
Ein Leuchten weiß und wundersam.

Die braunen Knospen frösteln
Am schwarzen Astgekräus.
Gar emsig spann Frau Weide
Schon graue Käschenseide,
Und Weichen lugten schüchtern aus . . .

Ein Wasser gurgelt träge
Schwarz durchs beschneite Land.
Sein Glucksen an den Steinen
Schluchzt wie ein leises Weinen . . .
Ein grauer Himmel müd' sich spannt.

Die weißen Flocken taten
Den braunen Knospen weh —
Doch nur ein Stündlein Sonnen:
Gar flugs ist dann zerronnen
Vor ihrem Blick der letzte Schnee!

Ein Frühlingsmärchen. Von jeher hat die Sonne es mit dem Frühling gehalten! Kaum ist die Pflanzzeit vorbei, so schickt sie schon einen ihrer Strahlen herunter auf die Erde, damit er Umschau halte, ob es nicht an der Zeit sei, den Frühling zu wecken. Meistens kommt aber das Strahlchen matt und halb verschoren nach Hause und sagt:

„O, Du liebe Frau Sonne, was denkst Du! Unten ist noch alles weiß! Der Winter sitzt auf seinem Berg und hat mich ausgelacht, und seine Schneemänner machen mir eine lange Nase!“

„So müssen wir warten, Strahlchen,“ sagt dann die Sonne und legt ihre wärmsten und längsten Strahlen wieder beiseite.

Aber an einem Tage, an dem der Himmel so schön blau war und ein paar Schneeglöckchen den Fliegen guten Tag zulauteten, da konnte sie es nicht mehr ertragen, und weckte den Frühling auf. Er war ganz schlaftrunken, und wußte zuerst gar nicht, wo er war.

„Auf Erden bist Du, dummes Kerlchen,“ sagte die Sonne und lachte. Da lachte auch der Frühling und zur Gesellschaft zwitscherten ein paar Spaken mit, denn jetzt waren sie noch Herren im Land!

Ein Huhn aber, das über den Zaun geflogen war, um ein erstes grünes Halmchen zu erwischen, rannte schnurstracks in den Hof zurück und gackerte: „Er ist erwacht, er ist erwacht! Ich habe ihn gesehen!“

„Wen?“ fragten neugierig die Hühner, und auch der Hahn reckte seinen langen Hals.

„Der Frühling!“ schrie das Huhn! Da erhob sich ein lautes und freudiges Gekacker. Man küßte die Federn, man rieb den Kamm und wusch und jahlte ihn, daß er glänzte, und man durchsuchte das Stroh nach einem lauberen Plätzlein, wo man sich zum Brüten häuslich einrichten konnte.

„Und nun beißt Euch mit dem Regen,“ mahnte der Hahn, „zu Ostern müssen Junge da sein.“

Einer der vorwärtigen Sonnenstrahlen war in den Teich getaucht, wo die Frösche schliefen und hatte dort die grünen Männchen auf den Rücken geklebt, daß ihnen ganz warm wurde.

„Man sollte meinen, es wolle Frühling werden,“ sagte einer zum andern, setzte sich auf die Hinterbeine und kloßte hinauf durchs Wasser.

„Wahrhaftig! Der Himmel ist ganz blau! Wir dürfen hinauf auf die Erde!“ Die Frösche tanzten einen Freudentanz und wollten dazu quaken, aber das Wasser kam ihnen ins Maul, da lichen sie es.

„Wir wollen auch mit!“ riefen die Fröschfrauen. „Daß später ein Reif kommt und die Jungen erfrieren!“ schalten die Frösche. „Bewahret! Bleibt Ihr ruhig unten, bis wir Euch holen. Dem Winter ist nicht zu trauen!“ Und die Frösche saßen sich an, machten eine lange, lange Reihe und schwammen zur Oberfläche des Wassers. Dort streckten sie erst die Köpfe heraus, und als sie sahen, wie lau und hell die Luft war, sprangen sie mit einem einzigen Satz ans Ufer. Dann schüttelten sie sich, schöpften Luft und quakten ein Loblied auf den Frühling.

Er hörte es, und sagte zur Sonne: „Hörst Du meine Leidenslieder?“

„Freilich,“ lachte sie, „jetzt fehlen nur noch die Klavier!“

„Und nun will ich gehen und meine Kinderchen wecken.“ Der Frühling nahm sein Säcklein mit Pflanzensamen und ging über Land.

Er weckte die Weichen und sie hoben ihre blauen Köpfechen und blinzelten ihm zu, und die Primeln glälleten ihre vom Schlaf gerührten Wälder. Die gelben Schlüsselblümchen sprangen aus ihren Kesseln. Die Weidenläschen saßen auf ihren schwanken Zweigen und der Frühlingswind umschmeichelte sie.

Die Wägelchen fingen an zu zwitschern, und die Häschen saßen auf ihren kurzen Schwänzen, rieben sich die Augen und sagten: „Guten Morgen!“

Unter dem Eis hervor quollen die Wäcker, von den Bäumen tropfte es, und an den Fliederbüschen sprangen die Knospen mit lautem Krachen. Der Frühling grüßte sie alle.

Die Feldmäuse kamen aus ihren Löchern und schüttelten ihre Pelzlein, und die Deckelschnecken fingen an, sich aus der Erde zu arbeiten.

„Es ist Zeit!“ sagten sie.

Der Frühling säte, und wo er ging, sproßten Blumen. Mit seinem leichten Finger öffnete er die Fruchtknospen an den Bäumen, und weiße Spitzen guckten neugierig in die Welt. Rosafarbene Blüten saßen schon an den Pfirsich- und Mandelbäumen und es summt in ihren Kesseln: Das Volk der Vienen war an der Arbeit! Überall Freude, Leben, Duft und Frühlingslust!

Oben auf seinem Berg aber saß König Winter und sah schamlos hinunter ins Tal, und als er sah, daß der Frühling da herumtief, fürchte sich seine Stirn, und er sah böse und finster aus. Darauf nahm er seinen schweren Stock und stieg den Berg hinunter. Bald begegnete er dem Frühling, der sehr erschraf, als er den großen Gefellen erblickte.

„Guten Tag, Winter,“ sagte er, und tat, als ob er sich gar nicht fürchte.

„Guten Tag,“ schrie der Winter, „was hast Du hier zu suchen?“

„Ich säe meine Blumen und wecke meine Kinderchen.“

„Noch bin ich Herr im Land hier!“ schrie der Winter lauter als vorher, „mach daß Du fortkommst!“

„Aber Winter,“ sagte ängstlich der Frühling, „heute ist doch Frühlingsanfang!“ Er nahm den Kalender aus dem Gürtel und zeigte ihm den Winter.

„Da, Du kannst es selber lesen!“

„Was geht mich Dein Kalender an,“ knurrte der Winter. „Mach daß Du fort kommst.“ Er rief seine Annette, die Stürme, die Kälte und den Schnee.

Sie kamen mit Brausen und Toben. Sie schrieten und brüllten und fuhren daher über die Felder und über die Baumkronen, und schüttelten sie, daß sie ächzten. Sie heulten um die Kamine der Häuser und warfen Schiffe auf den Meeren hin und her, sie knickten Balken, warfen Ziegel von den Dächern und peitschten die Menschen heim in ihre warmen Wohnungen.

Gegen Morgen wurden sie ruhig. Schnee lag überall auf den Feldern und auf den Dächern, auf den Weichen und auf den Nestern der Vögel, auf den Tannen und auf den Grashalmen. Oben auf dem Berg aber saß der Winter und sein Hohngelächter hörten sogar die Deckelschnecken unter der Erde und sagten: „Wir bleiben noch unten!“

Der Frühling kauerte unter einer Tanne im nassen Moos und hätte fast geweint. Darauf ging er zur Sonne und sagte: „Hilf mir!“ und zu den Erdmännchen ging er und sagte: „Hilf mir!“ und zum Südwind und bat: „Hilf mir!“ Und sie versprachen es alle.

Die Sonne schien so warm auf den Schnee und ihre Strahlen sprangen so lustig darauf herum und drangen überall hinein und tauten das Eis auf den Flüssen und Bächen auf, und mahnten die Fliegen ans Erwachen.

Und die Erdmännchen wärmten die Erde von unten und bliesen ihr Feuerlein an, damit Gras und Kräuter wachsen sollten, und weckten die Käfer und Eidechsen. Sie streichelten die Blindschleichen und Regenwürmer, und es wurde lebendig und krabbelte herum, und war ein Surren und Summen!

Der Südwind aber blies den Schnee von den Dächern, trocknete die Straßen und die Felder. Er legte die Eiszapfen von den Felswänden, wirbelte die alten Radenmesser von den Bappeln herunter und schlug den Kirchtürmen und Grenzpfählen die Schneekuppen von den runden Köpfen.

Dann aber machten sie sich alle miteinander hinter den Winter. Der Südwind blies ihm seinen warmen Atem in den Hals, die Sonnenstrahlen tanzten auf seiner Nase und hinter den Ohren herum, die Sonne braunte ihm auf den Kopf, und die Erdmännchen heizten unter seinen Füßen.

Da fing seine Haut an zu dampfen, sein blaßes Gesicht wurde rot, und er fing an zu schwitzen, daß ihm die Tropfen an der Nase vorbei liefen.

Sein grimmiges Gesicht half ihm nichts, sein Wüten auch nicht. Da nahm er seinen Eßsack zornig den Berg hinunter und zog hinauf Norden. Hinter ihm drein siefen seine Annette: rannten so sehr sie nur konnten. Ganz zuletzt wartete die Schneemänner. Als sie unten ankamen, waren schon beinahe geschmolzen, und dort machten die Sonnenstrahlen den Garus.

Und dann kam der Frühling und jauchzte.

Die Feldmäuse tanzten einen Ringeltanz, die Schalkinder tanzten einen Ringeltanz, und die Fliegen in der Luft tanzten einen Ringeltanz. Die Wägelchen saßen, die Wägelchen saßen, und die lichen Menschen saßen!

Und überall lünte es und jubelte es, und duftete es und brumnte und summt es: Der Frühling ist da, der Frühling ist da, der liebe Frühling ist da! Lisa Wengert

Tiere bei der Mahlzeit. Wie lächel es selbst jähnte Tiere nehmen, falls man ihnen ihr Futter entzieht, erfieht man daraus, daß die meisten Hunde knurren, wenn ihnen der eigene Herr ein Knochen fortnehmen will. Vor Jahren wurde in der Berliner Zoologischen Garten ein Wärter von einem großen Elefanten gefressen; als Beweggrund für Tat wurde angeführt, daß das jenseitige friedliche Tier eine Bewegung des Mannes mißverstand hatte und in die irrige Meinung verfeßt war, der Wärter wolle das Futter wieder fortnehmen. Professor Seiler, der vor einiger Zeit den Peloponnes bereiste, erzählte in einem Berichte, daß er von seinem Maultiere, dem er sich näherte, als gerade beim Fressen war, durch einen Auffall nicht unerheblich verfeßt wurde. Er war nicht wenig darüber erstaunt. Liegt zu diesem Erstaunen ein berechtigter Anlaß vor? Gewiß nicht. Jedes Tier namentlich eins, das in Herden lebt, muß seiner Existenz willen seine Weute oder sein Futter mit allen Mitteln verteidigen. Ein Tier, das sich von seinen Artgenossen etwas ohne Kampf fortnehmen läßt, ist dem Untergange geweiht.

Hieraus erklären sich eine Reihe von Sitten, die auf den ersten Blick merkwürdig erscheinen, in sehr einfacher Weise. Viele Hundarten, z. B. Bullenbeißer, packen so fest zu, daß man sie mit dem gefassten Gegenstande, z. B. einem Stock, herumzuführen kann, ohne daß sie an Loslassen denken. Fast immer muß sich die Hyäne um ihren Genossen um die ekelhaften Reste eines Aases balgen. Deshalb ist auch ihr der Grundton unter keinen Umständen ihre Weute loszulassen ganz besonders fest eingepreßt. Ich will mich nicht auf Drehen berufen, der darüber folgende schreibt: „Von der Weute, die eine Hyäne gefressen hat, läßt sie sich nicht wieder abtreiben. Sie nimmt wenigstens ein Stück davon mit, und was sie einmal im Machen trägt, gibt sie lebendig nicht wieder her, selbst wenn sie geschlagen oder sonstwie mißhandelt werden sollte.“ — Man konnte sich auch in Berlin von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugen. Im Zoologischen Garten finden die sehr interessanten Vorkühnungen der Maultierfamilie häufig Unter den Schauspielen befindet sich auch folgendes: Inspektor Havemann gibt einer Hyäne einen großen Holzlöffel und wendet nun alle Kunstgriffe an, um diesen zu entreißen, Schlagen, Stoßen, Zerren, auf den Rücken werfen, Umdrehen — alles ist vergeblich, die Hyäne hält ihren Löffel fest. Solche Grundfälle, sich niemals etwas entreißen zu lassen, gehen den Tieren so in Fleisch und Blut über, daß sie selbst dann daran festhalten, wo sie augenscheinlich töricht sind. Mit wahnsinnigem Hunger läßt sich das nicht erklären, denn die Hyäne laßt doch beispielsweise den Löffel so wenig fressen, wie der Hund den Stock. —

Zitat aus Schillers Einleitung zum „Abfall der Niederlande“: Eine der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten, die das 16. Jahrhundert zum glänzendsten der Welt gemacht hat, dünkt mir die Gründung der niederländischen Freiheit. Wenn die schimmernden Taten der Ruhmsucht und einer verderblichen Herrschbegierde auf unsere Verwunderung Anspruch machen, wie vielmehr eine Begebenheit, wo die bedrängte Menschheit um ihre edelsten Rechte ringt, wo mit der guten Sache ungeschlossener Verzweiflung über die furchtbaren Künste der Tyrannen in ungleichen Wettkampf siegen. Groß und beruhigend ist der Gedanke, daß gegen die trostigen Annahmen der Fürstengewalt endlich noch eine Hilfe vorhanden ist, daß ihre berechneten Pläne an der menschlichen Freiheit zu Schanden werden, daß ein beharrlicher Widerstand auch den gestreckten Arm eines Despoten beugen, heldenmütige Beharrung seine schrecklichen Hülfsquellen endlich erschöpfen kann.

Nachdruck des Inhalts verboten!